

Risikosoziologie

In den letzten Kapiteln habe ich vor allem die generellen Erkenntnisse und die Forschung zum Aufbau und Wandel von Skandalen thematisiert. Im Mittelpunkt standen die Lebensmittelskandale und die Verbraucherreaktionen, was den zentralen Moment der Wahrnehmung und der Beurteilung von Krisensituationen beinhaltet. Krisen, die durch Lebensmittelskandale ausgelöst werden, haben dabei ein Charakteristikum unserer Gegenwart: sie teilen die Merkmale der Kontingenz und unvorhergesehener Folgeprobleme, die sich mit dem Begriff des *Risikos* decken. So steht Risiko im Verständnis von Bonß (1995) für eine Situation, in der man unter den Bedingungen der Unsicherheit und der Ungewissheit entscheiden muss,¹ was aber voraussetzt, dass es auch Handlungsabsichten gibt, welche wiederum eine Zurechenbarkeit der Folgen und damit der Verantwortung für die Handlungen erlauben (vgl. Bonß 1995: 53f.). Zugleich sind Zurechenbarkeitsprobleme, wie Japp (2000) anführt, nicht einfach von der Hand zu weisen. So macht eine offene Zukunft (Zeitdimension) nicht nur Entscheidungen erforderlich, sondern es lassen sich auch Erwartungen an wissensbasierte Möglichkeiten der Risikominimierung nur schwer bei gleichzeitiger Intransparenz und Komplexität erfüllen (Sachdimension). Weiterhin führt ebenso die Divergenz zwischen der Auffassungsperspektive der Experten (Entscheider) und der Laien (Betroffenen) zu einem erhöhten Dissens (Sozialdimension). Allgemein wird daher in der soziologischen Risikoforschung zwischen Risiko und Gefährdung (bzw. Gefahr) unterschieden (vgl. Beck 1988; Bonß 1995; Douglas 1985, 1992; Japp 2000; Kleinwellfonder 1996; Luhmann 1991), wobei sich *Risiko* über die scheinbar kontrollierbare Ungewissheit von Entscheidungen definiert, wogegen *Gefahr* das subjektunabhängige Eintreten von bedrohlichen Ereignissen bedeutet. Wo also Institutionen und Organisationen über Entscheidungen ein Risikomanagement anstreben, empfinden die Betroffenen diese

1 Bonß (1995) spricht sogar bezüglich der Unsicherheitsorientierung aus Kontingenzen und Ambivalenzen von einer gesellschaftlichen »Normalform«.

als Gefährdungen, weil sie ohne Einfluss auf die Aushandlungsprozesse sind (vgl. Luhmann 1991: 31).

In Untersuchungen zur BSE-Krise kommen diese Unterscheidungen teilweise zum Tragen. Einerseits nimmt Jacob (1996) die Trennung zwischen Entscheider und Betroffenen auf und stellt in seiner repräsentativen Untersuchung aus dem Jahre 1995 fest, dass sich die Konsumenten von Rindfleisch als *Betroffene* sehen. BSE ist für die Verbraucher eine Gefahr, die Unsicherheit bewirkt und auf deren Entstehung sie keinen Einfluss haben. Andererseits lassen sich auch Strategien der Risikominimierung auf der Verbraucherseite vermuten, da es den Konsumenten durch das Vertrauen in bestimmte Institutionen oder in das Label *Garantierte Herkunft* möglich ist, im Umgang mit der Krise eigene Entscheidungen zu treffen. Zumindest ist bekannt, dass *vor* dem ersten BSE-Fall in Deutschland (24.11.2000) vermehrt beim Kauf von Rindfleisch auf die garantie Herkunft geachtet wurde (vgl. Meyer-Hullmann 1999; Probst 1997),² was als eine Risikominimierungsstrategie gedeutet werden kann. Denn zur Suche nach einer schnellen vertrauensvollen Basis für Entscheidungen, um Risiken zu reduzieren, gehört die verstärkte Aufmerksamkeit für *Labels*, die etwas über die Herkunft und Beschaffenheit des Lebensmittels aussagen (vgl. Kjaernes 1999; Murcott 2003).

Es ist daher geradezu erstaunlich, dass Untersuchungen im Zusammenhang mit Lebensmittelskandalen und Verbraucherverhalten sich kaum den sozialen und kulturellen Kontexten bei Riskoattributionen zuwenden, obwohl die theoretischen und empirischen Erkenntnisse der Risikosozio- logie differenzierte Aussagen über Laien bereitstellen. Aus diesem Grund wird sich dieses Kapitel mit den soziologischen Hauptströmungen zum Risiko beschäftigen.

Ansätze soziologischer und soziokultureller Risikoforschung

Das Thema Risiko ist in der Soziologie in einer breiten, theoretischen Diskussion aufgegangen. In Übersichtsdarstellungen werden dabei seit den frühen achtziger Jahren drei theoretische, soziokulturelle Hauptströmungen (Lupton 1999a, b; Zinn 2006)³ unterschieden, die Zinn (2006) um die im deutschen Raum verbreitete Systemtheorie ergänzt. Die beiden Autoren

2 Für Schweden siehe Murcott 2003 und für Schottland siehe Macintyre et al. 1998.

3 In der umfassenden Unterscheidung verschiedener theoretischer Risikokonzepte bietet Renn (1992) zwar einen Überblick der technologischen, ökonomischen, psychologischen, soziologischen und soziokulturellen Risikoperspektiven, aber seine Klassifikation beschränkt sich bei den soziokulturellen Risikoansätzen nur auf die Cultural Theory und bei den soziologischen auf heterogene, einzelne Studien.

heben in ihren Klassifizierungen insbesondere die zentralen Arbeiten von Niklas Luhmann, Ulrich Beck, Michel Foucault und Mary Douglas hervor. Letztere begann bereits Anfang der achtziger Jahre mit der theoretischen Ausarbeitung eines kulturanthropologischen Zugangs zur Risikoproblematik (vgl. Douglas/Wildavsky 1983; Douglas 1985, 1990, 1992). Eine zweite Perspektive eröffnen – auf der Grundlage von Michel Foucaults Arbeiten zur Gouvernementalität (Foucault 2000) – Untersuchungen zu Interventionstechniken und -strategien der staatlichen und anderer Regierungsapparate zur Einflussnahme auf die Bevölkerung über den Risikodiskurs (vgl. Castel 1991; Ewald 1991; O’Malley 1996). Die gegenwärtige soziologische Debatte um Risiko wird aber hauptsächlich von den Arbeiten Ulrich Becks (1986, 1988), Anthony Giddens (1991, 1996) und Scott Lashs (1993, 2000) bestimmt. Die Autoren liefern eine soziologische Diagnose der Rolle von Risiko in der Spätmoderne. Die systemtheoretischen Überlegungen von Niklas Luhmann (1991) zum Risiko sind dagegen zumeist auf den deutschsprachigen Raum beschränkt.⁴

Mit der Identifizierung von drei divergenten soziokulturellen Perspektiven als *risk society*, *governmentality* und *cultural/symbolic* verweist Lupton (1999b) aber auch auf Gemeinsamkeiten der theoretischen Zugänge.⁵ Im Gegensatz zum technisch-wissenschaftlichen Risikoansatz beziehen sie soziale und kulturelle und in einigen Fällen historische Kontexte mit ein, um auf den Zusammenhang von Risiko und seine soziale Bedeutung hinzuweisen. Beispielsweise sieht die technisch-wissenschaftliche Perspektive Risiko als ein objektives Phänomen, das sie messen und in einen kausalen Zusammenhang stellen kann. Daraus ergeben sich dann wissenschaftliche Expertisen zum Management von Risiken, ohne dass diese Gutachten soziale Kontexte bei der Risikodefinition berücksichtigen. Die

-
- 4 Als einen weiteren Ansatz zu Entscheidungen unter Risiko wäre die Rational-Choice-Theorie zu nennen. In den Grundannahmen des RC-Ansatzes geht man von Akteuren aus, die über Ressourcen verfügen und diese für ihre Ziele einsetzen können. Die Grenzen und Alternativen für den Akteur bilden Ressourcen bzw. Restriktionen wie Einkommen, Marktpreise, Zeit, institutionelle Regeln etc. und Präferenzen für bestimmte materielle Güter, sozialen Status oder soziale Anerkennung. Personen versuchen ihre Ziele mittels ihrer Ressourcen maximal, optimal oder zumindest »möglichst gut« zu erreichen. Dabei sollen Verhaltensänderungen vor allem durch Veränderungen von Restriktionen und nicht durch einen Wechsel von Präferenzen erklärt werden (vgl. Diekmann/Voss 2004). Einerseits spielen Weltansichten und -auslegungen als Orientierungsrahmen keine Rolle, andererseits geht die RC-Theorie davon aus, dass die Akteure stets bewusste Entscheidungen für ihre Zielerreichung treffen müssen. Ausgeblendet sind dadurch beispielsweise Routinehandlungen. Eine Überwindung dieser theoretischen Einschränkungen versucht Esser durch die Einbeziehung der Arbeiten von Alfred Schütz (vgl. Esser 1991).
- 5 Auch die Systemtheorie analysiert diese Aspekte des Risikos. Im Unterschied zu den genannten Ansätzen ist die Analyse der Risikowahrnehmung aber eine Frage von erster und zweiter Ordnung der Beobachtung.

soziokulturellen Ansätze gehen dagegen verstärkt auf soziale und kulturelle Gegebenheiten ein, da sie annehmen, dass sich das Konzept vom Risiko in den modernen Gesellschaften durch soziale, kulturelle und politische Bedingungen bestimmt. Die soziokulturellen Zugänge betrachten dazu verschiedene Aspekte des Risikos:

- Konzeptualisierung bezüglich dessen Herkunft und Zielstellung,
- Schuldzuweisungen der Risiken,
- die Rolle von Expertenwissen in der Identifizierung,
- Vermittlung und Management des Risikos,
- Zusammenhänge zwischen Risiko als einem wichtigen Phänomen und umfassenden sozial-strukturellen Trends,
- Risiko im symbolischen Gebrauch bestimmter Gruppen und Individuen (vgl. Lupton 1999b: 1f.).

Im Folgenden werden die einzelnen oben genannten Ansätze kurz zusammengefasst, das heißt, Ziel dieses Kapitels ist keine ausführliche Darstellung und Kritik dieser Arbeiten. Vielmehr soll sich zeigen, ob die jeweiligen theoretischen Zugänge Ansätze für eine Untersuchung von alltäglichen Bewältigungsmustern während eines Lebensmittelskandals bereithalten. Den Anfang bildet der systemtheoretische Ansatz von Niklas Luhmann; es folgen die Überlegungen zu einer zweiten Moderne von Ulrich Beck und Anthony Giddens, zur Anwendung der Gouvernementalitätsthese von Michel Foucault und der Kulturtheorie von Mary Douglas. Die Aufzählung theoretischer Risikoansätze nach Lupton (1999a, b) und Zinn (2006) wird aber noch um den sozialpsychologischen Ansatz von Festinger (1957) und zwei weitere konstruktivistische Konzepte (Schütz 1964, 1982; Schütz/ Luckmann 1991; Swidler 1986, 2003) ergänzt, die sich weniger mit Risiken als mit der Überwindung von Unsicherheiten und Irritationen beschäftigen. Festingers Dissonanztheorie stützt sich dabei auf eine kognitive Auflösung von Widersprüchen und Ungereimtheiten, wobei die Bedeutung von Schütz und Swidler aus ihrer unabhängig voneinander entwickelten Idee eines frei verfügbaren Repertoires an Fertigkeiten und Handlungsrezepten erwächst. Diese Ansätze dürften für die Untersuchung von Alltagsvorstellungen und -handlungen im Rahmen von Lebensmittelskandalen aufschlussreich sein, da sie nicht von Risiken, sondern von ungewissen und unbestimmten Situationen ausgehen. Entgegen einer Unterscheidung zwischen Risiko und Gefahr (vgl. Luhmann 1991), die auf eine Trennung zwischen aktivem Handeln und passivem Hinnehmen hinausläuft, werden ungewohnte, irritierende Situationen von Individuen oder Gruppen auf die eine oder andere Art aktiv bewältigt. Damit wird der Laie im Angesicht einer Gefahr nicht automatisch zum Betroffenen, der sich ohnmächtig den Entscheidungen anderer ausgesetzt sieht und apathisch bleibt, sondern er setzt sich aktiv dazu in ein Verhältnis, indem er auf die Gefahr verschiedenartig reagiert.

Das Kapitel schließt mit einer Zusammenfassung ab, die die relevanten Erkenntnisse für eine Untersuchung alltäglicher Umgangsweisen mit Lebensmittelskandalen wiedergibt.

Risiko in der Systemtheorie (Niklas Luhmann)

Die Systemtheorie nach Luhmann betrachtet die gesellschaftliche Wahrnehmung und Kommunikation von *Unheil* als Risiko. Es geht also darum, »daß und wie die Gesellschaft mit ihrer jeweils überzeugenden Unheilssemantik ihre Normalität reflektiert.« (Luhmann 1991: 5f.) Risiko steht als Begriff für die Situation, wenn eine Vielzahl an Unterscheidungen vorliegt, wobei Unterscheidungen im allgemeinen eine wichtige Rolle bei Luhmann spielen, da sie beim Beobachten, dem Unterscheiden des Bezeichneten, auftreten. Ausgehend von der Annahme, dass geschlossene, selbstreferenzielle Systeme ihre Umwelt nicht direkt beobachten können, sondern die Beobachtung auf spezifischen Strukturen (Codes und Programme) der jeweiligen Systeme beruht, unterscheidet Luhmann zwischen Beobachtung erster und zweiter Ordnung. Diese Trennung ist notwendig, da ein Beobachter seine gerade gebrauchte Unterscheidung nicht beobachten kann. Zum Beobachten einer Beobachtung erster Ordnung ist daher eine weitere Unterscheidung (Beobachtung zweiter Ordnung) erforderlich. Aus der Sicht des Beobachters erster Ordnung schafft seine Unterscheidung Faktizität, das heißt, die wahrgenommene Welt erscheint ihm als Realität. Aus der Perspektive des Beobachters zweiter Ordnung erzeugen die Beobachtungen erster Ordnung verschiedene Informationen und somit eine Vielfalt an Unterscheidungs- und Interpretationsmöglichkeiten (vgl. Luhmann 1991: 30). In seiner eigenen Analyse begrenzt sich Luhmann auf die Unterscheidung zwischen *Risiko* und *Gefahr*. Unter der Voraussetzung, dass die Zukunft offen und unsicher ist, ergibt sich daraus folgende Definition beider Begriffe:

»Entweder wird der etwaige Schaden als Folge der Entscheidung gesehen, also auf die Entscheidung zugerechnet. Dann sprechen wir von Risiko, und zwar vom Risiko der Entscheidung. Oder der etwaige Schaden wird als extern veranlaßt gesehen, also auf die Umwelt zugerechnet. Dann sprechen wir von Gefahr.« (Luhmann 1991: 31)

Unterscheidungen bleiben dabei in der Luhmannschen Systemtheorie weiter von den strukturellen Eigenarten eines Systems abhängig, da jedes geschlossene, selbstreferenzielle System – soziale und psychische Systeme eingeschlossen – beobachtet. Auch wenn soziale Systeme und psychische Systeme (Bewusstseinssysteme) grundsätzlich verschieden sind, gelten für beide die gleichen Beobachtungsregeln:

»In beiden Fällen handelt es sich um strukturdeterminierte Systeme, das heißt um Systeme, die jede Reproduktion ihrer eigenen Operationen, was immer die externen Anlässe sind, nur an den eigenen Strukturen orientieren. In beiden Fällen handelt es sich um Systeme, die durch den Vollzug ihrer eigenen Operationen Differenz erzeugen, Grenzen ziehen, eine eigene Geschichte akkumulieren (wie ein Beobachter feststellen kann) und mit all dem zugleich das definieren, was für sie Umwelt ist.« (Luhmann 1995b: 886)

Den psychischen Systemen kommt dabei eine besondere Rolle zu. Sie sind fähig Kommunikation zu stören oder zu irritieren, indem sie das Wahrge- nommene nach den Regeln der Kommunikation kommunizieren (vgl. Luhmann 1995b: 893). Auf die Trennung zwischen Entscheider und Betroffene bezogen, zeigt sich für die Betroffenen, dass sie sich als amorphe Masse weder abgrenzen noch organisieren und damit kaum in der Lage sind, ihre Wahrnehmungen zu kommunizieren. Sie müssen deswegen beispielsweise durch Protestbewegungen *repräsentiert* werden, da diese sich um eine Reproduktion spezifischer Thematiken und die Anwerbung neuer Anhänger bemühen (vgl. Luhmann 1991: 121, 136). Auf Lebensmittel- skandale angewandt bedeutet dies, dass Störungen und damit Anlässe für die eine oder andere Wendung des Kommunikationsverlaufs auf diejenigen zurückgehen, die bestimmte Themen artikulieren und reproduzieren. Diese Aufgabe übernehmen dabei zumeist die Protestbewegungen und die Massenmedien (vgl. Luhmann 1995a: 22).

Die Luhmannsche Systemtheorie hat vor allem Überlegungen und Untersuchungen zur gesellschaftlichen Risikoproduktion und Risikowahrnehmung in sozialen Systemen angeregt, die sich besonders mit Lösungsstrategien und Lernfähigkeiten sozialer Systeme beschäftigten (vgl. Japp 2000, Tacke 2000). Ob und welche eigenen Beobachtungen erster Ordnung psychische Bewusstseinssysteme von ihrer Umwelt vornehmen, wird in den systemtheoretischen Untersuchungen allerdings kaum berücksichtigt.

Risiko in der Spätmoderne (Ulrich Beck, Anthony Giddens, Scott Lash)

Theoretiker der *Risikogesellschaft* betrachten vor allem das Phänomen des Risikos auf der makrostrukturellen Ebene. Dort beobachten sie in den heutigen westlichen Gesellschaften einen reflexiven Umgang mit Risiken und Unsicherheiten. In ihren Konzepten nachmoderner bzw. spätmoderner Gesellschaften veranschaulichen sie die Konsequenzen des Modernisierungsprozesses (Beck 1986; Giddens 1991, 1996). Dabei diagnostiziert Beck in seinem Buch *Risikogesellschaft* eine nachholende Gesellschaft, in der die Menschen das Verhältnis zum gestiegenen Wohlstand und Fortschritt der Moderne nicht mehr als unproblematisch ansehen. Vielmehr nehmen sie nun auch die ursächlich bedingten, negativen Folgen und

Auswüchse (Umweltverschmutzung, Arbeitslosigkeit, soziale Entstrukturalisierung etc.) der Moderne wahr. Die Menschen im Alltag beobachten die Gefährdungen und Risiken der Moderne aber nicht direkt, sondern diese werden prinzipiell argumentativ über Expertenwissen vermittelt. Demnach beruht auch das alltägliche Risikobewusstsein auf theoretischen und verwissenschaftlichten Risikokonstruktionen. Zugleich schärfen die Fachwissenabhängigkeit und das Versagen wissenschaftlich-technischer Rationalität das öffentliche Risikobewusstsein und die Kritik an Wissenschaft und Technik (vgl. Beck 1986: 78). In Folge des gewachsenen Bewusstseins für die Risiken der nachmodernen Gesellschaft bildet sich nach Beck schließlich ein reflektierter und kritischer Selbstbezug (z.B. über Bürgerinitiativen und neue soziale Bewegungen) heraus. Diese neue politische Kultur erhebt dann den Anspruch auf politische Partizipation und diskursive Einmischung in Aushandlungsprozesse sozialer Probleme (vgl. Beck 1986: 304ff.).

Anthony Giddens (1991, 1996) sieht zwar teilweise vergleichbare Konsequenzen der Moderne, aber er setzt nicht bei den Gefährdungen und Risiken an, sondern bei den Effekten der Globalisierung. Die raumzeitliche Abstandsausdehnung und Intensivierung sozialer Beziehungen führen nach Giddens zu Diskontinuitäten gegenüber allen Typen traditioneller sozialer Ordnungen. Mit der raumzeitlichen Abstandsausdehnung sind vor allem Prozesse einer *Trennung von Raum und Zeit* gemeint. Dies bedingt zum einen die Standardisierung und Quantifizierung von Zeit und zum anderen die Ablösung sozialer Beziehungen und Bindungen an lokale Räume (vgl. Giddens 1991: 17, 1996: 29f.). Mit dem Ablösungsprozess bzw. einer *Entbettung* ortsgebundener Interaktionszusammenhänge setzen sich an deren Stelle abstrakte Systeme wie Expertensysteme und symbolische Zeichen (z.B. Geld). Diese Systeme ermöglichen aber zugleich auch eine Rückbettung durch neue Formen des Vertrauens. Somit werden gesichtsunabhängige Bindungen gegenüber den gesichtsabhängigen für das Vertrauen unentbehrlich, das heißt, gegenüber personalen Beziehungen wächst die Bedeutung von Institutionen und Experten (vgl. Giddens 1996: 103). Neben der Trennung von Raum und Zeit sowie den Entbettungsprozessen ändert sich ebenso die *Reflexivität* in der Moderne. Sie wird Ausdruck einer chronischen und permanenten Änderung aufgrund neuen Wissens. »Die Reflexivität des Lebens in der modernen Gesellschaft besteht darin, daß soziale Praktiken ständig im Hinblick auf einlaufende Informationen über eben diese Praktiken überprüft und verbessert werden, so daß ihr Charakter grundlegend geändert wird.« (Giddens 1996: 54) Im Gegensatz zu Beck setzt Giddens Reflexivität aber nicht mit einer kritischen Haltung gleich, sondern Reflexivität ist ein allgemein menschliches Vermögen, »zu verstehen, was sie [Handelnde] tun, während sie es tun.« (Giddens 1995: 36)

Diese Fähigkeit der reflexiven Steuerung des Handelns hat aber in der Spätmoderne Konsequenzen für die Selbstidentität, da sie an abstrakte Systeme gebunden ist:

»In the post-traditional order of modernity, and against the backdrop of new forms of mediated experience, self-identity becomes a reflexively organised endeavour. The reflexive project of the self, which consists in the sustaining of coherent, yet continuously revised, biographical narratives, takes place in the context of multiple choice as filtered through abstract systems.« (Giddens 1991: 5)

Der Übergang von einer traditionellen Ordnung der Vormoderne zur Moderne ergibt aber keine neue gesicherte und stabile Ordnung. Die Moderne weist vielmehr ein spezifisches Risikoprofil auf, das neue Unsicherheiten und Ambivalenzen produziert:

- Globalisierung von Risiken im Sinne einer Verstärkung und weltweiten Betroffenheit
- Globalisierung von Risiken durch eine zunehmende Zahl zufälliger Ereignisse
- Risiken aufgrund der Umgestaltung der Natur
- Entstehung institutionalisierter Risikoumwelten (beispielsweise Investitionsmärkte)
- Bewusstsein vom Risiko als Risiko durch den Verlust der Gewissheit aus religiösem oder magischem Wissen
- weite Verbreitung des Risikobewusstseins und
- Bewusstsein von den Grenzen des Expertenwissens (vgl. Giddens 1996: 156).

Giddens zufolge werden daher im Alltag teilweise auch vormoderne Formen des Vertrauens (religiöser Glaube, Fatalismus) reaktiviert.

In seiner Kritik an Beck und Giddens möchte Lash (1993, 2000) seinen Fokus nicht auf die institutionelle Gesellschaft und ihre Bedeutung für das Individuum legen, sondern konzentriert sich verstärkt auf die kulturellen und ästhetischen Merkmale der *reflexiven Moderne*. Anstatt von Reflexivität als einem individuellen Vermögen, das eine Ordnung wieder herstellen kann, zu sprechen, akzentuiert Lash eine ästhetische Reflexivität, die Ambivalenzen und Ungewissheiten mitrechnet und seine Urteile aus sozial geteilten Vorstellungen bzw. Mentalitäten bezieht (vgl. Lash 1993: 10, 2000: 47). Ästhetische Reflexivität findet sich dabei in *risk cultures*. Sie lassen sich beschreiben als anti-institutionelle, flexible, kaum hierarchisch strukturierte Gruppen, die mehr von symbolischen und affektgeladenen Urteilen als von Nutzenkalkülen geleitet sind. Zugleich sind den *risk cultures* in einer ungewissen und ambivalenten Welt nicht-institutionelle Praktiken eigen, die neue Bedeutungen ausprobieren und einführen:

»[T]hey are characteristically risk cultures [...] in that there is a chronic uncertainty, a continual questioning, an openness to innovation built into them. They deal with risk, with identity-risks and ecological risks, not so much through rational calculation or normative subsumption, but through symbolic practices and especially through symbol innovation.« (Lash 2000: 60)

Neben der Vernachlässigung von »risk cultures« bietet die These von der Risikogesellschaft einerseits nur wenige theoretische Grundlagen für eine differenzierte empirische, soziokulturelle Analyse der Konsumenten. Zwar spricht Beck (1986) von einem Prozess der Individualisierung in der Nachmoderne, was zur Ausbildung von *Konsumstilen* führe, die insbesondere für *Fremdsteuerungen* durch die Werbung und Marktmechanismen anfällig seien, doch bietet er kein empirisch nachvollziehbares Konzept zur Analyse differenzierter Lebensstilmuster (vgl. Konietzka 1994: 155f.). Andererseits thematisiert Beck kaum Risikoeinschätzungen im Alltag. Tulloch und Lupton (2003) haben in ihrer Studie daher explizit die Wahrnehmung und Beurteilungen von Risiken unter Nichtexperten und Laien untersucht.⁶ Das besondere Interesse der Autoren galt der Frage: Wie reagieren, erleben und denken Menschen in ihrem Alltag über Risiken? Entgegen der These von Beck, dass die Bürger in der reflexiven Moderne vor allem die negativen Konsequenzen der Risiken wahrnehmen, zeigen die beiden Autoren, dass es auch ein positives Verhältnis zu Risiken gibt. In den Darstellungen der interviewten Personen ist Risiko negativ, wenn es für »uncertainty, insecurity and loss of control« steht und positiv im Sinne von: »adventure, the emotions of excitement, elation and enjoyment, the opportunity to engage in self-actualization and self-improvement« (Tulloch/Lupton 2003: 19). Insbesondere die bewusste Entscheidung für Risiken kann dem Einzelnen ein Gefühl von persönlicher Gestaltungsmöglichkeit (personal agency) geben.

Die Studie von Tulloch und Lupton (2003) zeigt auch, dass Risiken wie saurer Regen, Tschernobyl oder BSE für die Befragten kaum von Bedeutung waren. Die Hauptprobleme drehten sich um Immigrationserfahrungen, sexuelle Vorlieben oder das Altern, die sie als riskante Grenzüberschreitungen erlebten. Diese Bewegungen können auf der einen Seite mit Schritten ins Ungewisse verbunden sein. Auf der anderen Seite können sie auch Aufregung, Freude oder Selbstbestätigung bedeuten (vgl. Tulloch/Lupton 2003: 41f.).

Entgegen dem Vorgehen von Tulloch und Lupton (2003), die konkret nach Risikovorstellungen und -definitionen fragten, zeigt eine andere qualitative Untersuchung zur Selbst- und Risikowahrnehmung (Smith et al. 2006), dass die Gesprächspartner Risiken in der eigenen Biographie kaum thematisierten. Die meisten lehnten vielmehr die Idee einer Lebensplanung

6 Die Studie beschränkt sich auf qualitative Interviews in Australien und Großbritannien.

für sich ab und spielten ihre Gestaltungsmöglichkeiten herunter. Eigenverantwortliche Veränderungen des eigenen Lebenslaufes waren für jene Befragten eher mit der Wahrnehmung und Nutzung der besten Möglichkeiten aus bestimmten Situationen und Gegebenheiten als mit der strategischen Lebensplanung verbunden.

Generell sollte man für die Risikowahrnehmung und -beurteilung im Alltag vermutlich von einer *private reflexivity* (Lash/Wynne 1992) ausgehen. Dieses Verständnis verweist neben den öffentlichen Risikodiskursen in den Medien, der Wissenschaft, der Wirtschaft etc. auf vielschichtige Reaktionen und Vorstellungen der Laien. Die Einschätzungen und Handlungen der Nichtexperten sind dabei von lokalen, privaten, alltäglichen und intimen Umständen und Kontexten abhängig (vgl. Lash/Wynne 1992: 7; Lupton 1999a: 108; Otway/Wynne 1993; Tulloch/Lupton 2003: 8).

Risiko in der Gouvernementalitätsperspektive (Michel Foucault)

Im Gegensatz zu den wissenschaftlich beobachteten Risiken realer ökologischer Gefährdungen durch die industrielle Modernisierung (Beck 1986, 1988) wird Risiko im Anschluss an Foucault (2000) als eine heterogene Regierungsstrategie zur Einflussnahme auf die Bevölkerung in liberalen Gesellschaften verstanden. Der konstituierende und vermittelnde Diskurs über Risiken ist dabei eng verbunden mit der Herausbildung von Expertenwissen, wie es Foucault in seiner Gouvernementalitätsperspektive beschreibt. Demnach orientiert sich Regierungskunst an der Ökonomisierung der politischen Amtsführung durch eine umfassende Überwachung und Kontrolle von Individuen. Zweckbestimmung des Regierens ist dann, die Bevölkerung zu führen, was aber als Form des Regierens in seiner Gesamtheit Interventionstechniken und -strategien voraussetzt, die es erlauben, diese recht spezifische und hoch komplexe Form der Macht auszuüben. Foucault sieht dabei beispielsweise in der Bereitstellung von Sicherheiten ein wichtiges technisches Instrument von Gouvernementalität (Foucault 2000: 64).

So zeigt Ewald (1991) an der Konstruktion von Risiken die Herausbildung von Versicherungen. Risiken entsprechen dabei keinen Tatsachen, sondern zum Risiko kann alles werden. Es hängt nur davon ab, wie man das Ergebnis bzw. eine Gefahr einschätzt. Versicherer greifen dazu nicht auf das individuelle Risiko zurück, sondern leiten Risiken aus statistischen Wahrscheinlichkeiten von Unfällen ab, die in der Bevölkerung als Gesamtpopulation auftreten. Mit der Absicherung von Wahrscheinlichkeiten verlegen Versicherer aber zugleich die Verantwortung für Unfälle und Missgeschicke von Gott oder dem Schicksal in die individuellen Handlungen:

»To calculate a risk is to master time, to discipline the future. To conduct one's life in the manner of an enterprise indeed begins in the eighteenth century to be a definition of a morality whose cardinal virtue is providence. [...] Above all, it means no longer resigning oneself to the decrees of providence and the blows of fate, but instead transforming one's relationships with nature, the World and God so that, even in misfortune, one retains responsibility for one's affairs by possessing the means to repair its effects.« (Ewald 1991: 207)

Die Sicherheiten bietet der Staat, der sich damit aber zugleich auch seine Existenz und Fortdauer garantiert.

Im Anschluss an Foucault geht es aber nicht nur um die Konstitution von Risiko und Sicherheiten, sondern um moralische Kommunikationsmuster in Form von Verhaltensnormen und Gesundheitsanforderungen. Individuen stellen einen Vergleichsmaßstab bereit, der ihnen erlaubt, festzustellen, wie gut sie der Norm entsprechen. Was abweicht, wird als »risikante« Lebensweise identifiziert, wobei die Positionierung als Risiko von einem Netzwerk an Faktoren ausgeht, welches auf der Beobachtung anderer beruht (vgl. Lupton 1999b: 4f.). Exemplarisch kann hier die Untersuchung von Robert Castel (1991) im Bereich der klinischen Medizin von Geisteskranken und in der Sozialarbeit in den USA und Frankreich angeführt werden. Castel zufolge ist innerhalb der klinischen und medizinischen Behandlung von Geisteskranken eine neue Vorsorgestrategie durch die Bildung von riskanten Gruppen zu beobachten. Seiner Darstellung folgend, wurden früher für die Öffentlichkeit gefährliche einzelne Individuen bei Anzeichen von Pathologien in geschlossene Anstalten überführt. Also erst bestimmte Merkmale eines konkreten Individuums führten zum Eingreifen, wobei die neue Präventionsstrategie ihre Diagnose auf einem Bündel von als riskant eingestuften, statistischen Merkmalen aufbaut:

»A risk does not arise from the presence of particular precise danger embodied in a concrete individual or group. It is the effect of a combination of abstract factors which render more or less probable the occurrence of undesirable modes of behaviour.« (Castel 1991: 287)

Vorsorgemaßnahmen beruhen somit auf statistischen Korrelationen zwischen heterogenen – als riskant angesehenen – Merkmalen (beispielsweise unverheiratete Mutter, hohes Alter, frühere Krankheiten etc.). Das Subjekt oder das konkrete Individuum spielen jedoch keine Rolle mehr.

O’Malley (1996) führt zwar kritisch an, dass die Einführung neuer Sozialtechnologien auf der Basis von statistischen Berechnungen keine scheinbar umfassende und unausweichliche Entwicklung nahm, sondern auch von Entwicklungen anderer Technologien geprägt ist; für O’Malley scheint aber das *neo-liberal subject* im Risikomanagement auf Kosten-Nutzenabwägung reduziert. Der Fokus in der Gouvernementalitätsperspektive liegt damit hauptsächlich auf Formen des Regierens und deren

Technologien und weniger auf alltäglichen Risikoattributionen bestimmter sozialer Verbrauchergruppen oder einzelner Konsumenten.

Risiko in der Kulturtheorie (Mary Douglas)

Die kulturanthropologische Perspektive von Mary Douglas (Douglas/Wildavsky 1983; Douglas 1985, 1990, 1992) bietet gegenüber den genannten soziokulturellen Ansätzen ein theoretisches Konzept der Risikowahrnehmung und -beurteilung in bestimmten sozialen Kontexten. Sie entwickelte dazu in ihrer frühen Arbeit *Ritual, Tabu und Körpersymbolik* (1986) die ersten Ansätze für ein struktur-funktionalistisches Analyseinstrument zur Einordnung kultureller Bewertungs- und Rechtfertigungsweisen nicht-westlicher Gesellschaften. Dabei geht sie von der theoretischen Annahme aus, dass die Bedeutung von Reinheit und Verunreinigung/Infizierung (vgl. Douglas 1966) zwischen individuellen Körpern, zwischen sozialen Gruppen innerhalb von Gemeinschaften und zwischen Gemeinschaften die Konstruktion kultureller Grenzen unterstützt. Das Konzept geht davon aus, dass Verunreinigungen oder Infizierungen Gefahren in sich bergen, die die soziale Ordnung bedrohen. Damit erfolgt eine Politisierung der Gefahren, das heißt, reale Gefahren werden mit bestimmtem Fehlverhalten verknüpft. Folglich führen alle Bemühungen, solche Gefahren von der Gruppe fernzuhalten, zur Etablierung kulturell spezifischer Vorstellungen von Verhaltensnormen und -vorschriften und somit zugleich zu Verständnissen von der eigenen Identität und der des Anderen. Diese Annahme ist in nicht-westlichen Gesellschaften eng verknüpft mit den Begriffen *Tabu* und *Sünde*. In modernen westlichen Gesellschaften liegt nach Douglas dagegen eher das Konzept des Risikos den Auseinandersetzungen und dem Erhalt der kulturellen Grenzen zugrunde, denn der Verweis auf bestimmte *Risiken* bzw. *riskante Andere* erlaubt die Schuldzuweisung bei Missständen,⁷ wobei in kulturell divergierenden Gruppierungen verschiedene Auffassungen von »riskanten« Gegensständen, Individuen und Institutionen vorkommen. Die Einschätzung von Risiken ist demnach weniger ein individuelles Urteil als vielmehr eine kulturell geteilte Übereinkunft und Erwartung (vgl. Douglas 1985, 1992a, b, c).

Zusammen mit Aaron Wildavsky (Douglas/Wildavsky 1983) entwickelte Douglas für moderne westliche Gesellschaften ein struktur-funktionalistisches Analyseinstrument, das sogenannte grid/group-Modell. In diesem Modell spiegelt die *group*-Achse den Grad der Einbindung in die Gruppe und *grid* die Art der Kontroll- und Regelstrukturen in Interaktionen sozialer Beziehungen wider. Im Einzelnen lassen sich damit ver-

⁷ Die Feststellung von riskantem Handeln dient als ein »kriminalistisches« Hilfsmittel (forensic resource), das eine Erklärung von Fehlern und eine Voraussage negativer Folgen erlaubt (vgl. Douglas 1990).

schiedene Kulturytypen bilden. So sind Organisationen mit starken Kontrollstrukturen und Gruppeneinbindungen eher hierarchisch, das heißt, es besteht eine hohe Konformität mit der Gruppennorm und ein großes Vertrauen in die Institutionen bei Risiken. Dagegen sind Organisationen mit schwachen Kontrollstrukturen und Gruppeneinbindungen stark individualistisch geprägt. In der Handhabung von Risiken bauen sie dann auf die eigenen Fähigkeiten. Die egalitäre Gruppenstruktur (schwache Kontrollstrukturen, starke Gruppeneinbindung) lehnt eine hierarchische Ordnung in der Gruppe ab, so dass die Gruppenbindung über die Abgrenzung von anderen (Feinden) erfolgt, die auch als Risiko bzw. als Ursache für Risiken gelten. Zuletzt kennen fatalistische Gruppierungen keine starke interne Gruppenbindung, sind aber zugleich einer äußeren dominanten Regelstruktur und Kontrolle ausgesetzt. Für Fatalisten lassen sich Risiken nicht handhaben, da für sie die Welt zufällig und unvorhersehbar ist bzw. sie hinter jedem Ereignis eine Verschwörung vermuten (vgl. Douglas 1985, 1990, 1992). Sollten sie aber Risiken ausgesetzt werden, versuchen sie, diese von sich fern zu halten (Gross/Rayner 1985, Rayner 1993).⁸

Generell bilden die Aussagen der Menschen dort einen relevanten Zugang für die Analyse, wo sie es wichtig finden, sich gegenüber anderen zu erklären, warum sie so handelten, wie sie es taten (Douglas 1982b: 201). Insbesondere in Momenten des Unglücks kommen die kulturellen Haltungen und Neigungen ans Licht, da diese Situationen einer Klärung bedürfen. Ebenso müssen Überzeugungen gefestigt und Verhalten gerechtfertigt werden. Gross und Rayner schreiben dazu:

»Obviously, not all words are required all the time to lend their support to action. But there will be moments of truth: when a misfortune strikes [...], the acceptable explanations will need to be plausible to people who have constructed their universe in a certain way. Or when a crisis comes, alignments that were loose and ambiguous will be tightened, and statements of values will be clarified. [...] cultural analysis focuses on the testing time when people stand up and are counted and what they say then. It looks especially for the values that would need to be publicly supported if the institutional forms are to survive, or if there is some pressure to make words match deeds.« (Gross/Rayner 1985: xxiii-xxiv)

Das strukturalistische Modell wird dabei einerseits von verschiedenen Seiten als ahistorisch, starr und als unterkomplex für moderne westliche Gesellschaften kritisiert (vgl. Japp 2000; Krohn/Krücken 1993; Kropp 2002; Poferl/Keller 1998; Renn 1992; Wilkinson 2001), andererseits bietet die grid/group-Analyse einen soziokulturellen Zugang zur Risikowahrnehmung, der über psychologische oder kognitive Ansätze hinausgeht

8 Die ersten allgemeinen Entwürfe des zugrundeliegenden grid/group Modells erarbeitete Douglas in ihrem Aufsatz *Cultural Bias* (1982b) für kulturelle Risikoattributionen in sozialen Gruppen und Organisationen.

(vgl. Bergmann 2000; Kleinwellfonder 1996; Krimsky 1992⁹). Zur Untersuchung des alltäglichen Umgangs der Verbraucher mit Lebensmittel-skandalen bietet sich daher eine weitere Auseinandersetzung mit dem kulturanthropologischen Ansatz von Mary Douglas an, wobei in den nächsten Schritten genauer zu klären ist, wo die Stärken und Schwächen der theoretischen Überlegungen liegen.

Auf der Grundlage der kulturanthropologischen Ausführungen hat es nämlich eine breite Rezeption der Cultural Theory in den Politikwissenschaften (siehe Ellis/Coyle 1994; Schwarz/Thompson 1990; Thompson/Ellis/Wildavsky 1990) und Sozialwissenschaften (siehe Caulkins 1999; Douglas 1982a; Spickard 1989; Wilkinson 2001) gegeben und es wurden empirische Untersuchungen und theoretische Weiterentwicklungen unternommen. Insbesondere im angloamerikanischen Sprachraum (Dake 1991; Hampton 1982; Jenkins-Smith/Smith 1994; Wildavsky/Dake 1990), aber auch für Frankreich (Brenot/Bonnefous/Marris 1998), Schweden und Brasilien (Sjöberg 1997) sowie Deutschland (Kuckartz 2000)¹⁰ hatte es Bemühungen zur Bestätigung und Ausweitung der Cultural Theory gegeben.

Die empirischen Untersuchungen lassen sich dabei in zwei Gruppen einteilen. Die erste Gruppe umfasst die Studien, die zu dem Ergebnis kommen, dass ein empirisch repräsentativer Nachweis der Kulturtypen gelungen ist. Im Gegensatz dazu konnte die zweite Gruppe in ihren Analysen die theoretischen Annahmen empirisch nicht bestätigen. Ich werde daher die Studien etwas näher betrachten.

Zur ersten Gruppe gehören beispielsweise die Arbeiten von Dake (1991) und Jenkins-Smith/Smith (1994). In der Zielstellung der empirischen Untersuchung der Cultural Theory geht Dake (1991) beispielsweise von der Rahmung der Angst vor Gefahren und Risiken durch verschiedene Kontexte (politisch, historisch, sozial) aus, wobei die Vorstellungen vom Risiko ebenfalls mit bestimmten Weltbildern (*worldviews*) korrespondieren sollen. Die Weltbilder bzw. Kosmologien selbst wurden als kulturelle Werthaltungen über bestimmte Einstellungen und Präferenzen (beispielsweise Themen zu Patriotismus, Gesetz und Ordnung, wirtschaftlichem Wachstum, Fairness und Gleichheit etc.) gemessen. Hinzu kamen politische Orientierungen, Einschätzungen technischer Risiken, ge-

9 Krimsky sieht die Risikoforschung durch die Cultural Theory auf den folgenden Feldern erweitert: »1. the ontological status of risk; 2. a theory of risk selection; and 3. testable models that connect sociological variables with individual attitudes toward risk« (Krimsky 1992: 19).

10 In der repräsentativen Umfrage des Umweltbundesministeriums 2000 wurde u.a. nach der persönlichen Präferenz der entwickelten Naturmythen der einzelnen Kulturtypen (vgl. Thompson/Ellis/Wildavsky 1990) gefragt. Die Erhebung fand eine prozentuale Verteilung der Naturvorstellungen, ging aber nicht weiter auf mögliche Zusammenhänge zwischen Naturmythos und sozialem Kontext ein (Kuckartz 2000).

sellschaftlicher Problemlagen etc. Letztlich konnten bestimmte Persönlichkeitsmerkmale, politische Orientierungen und gesellschaftliche Problemsichten mit den Kulturtypen (Hierarchisten, Individualisten und Egalitäre) in einen Zusammenhang gebracht werden, auch wenn die Unterscheidbarkeit zwischen hierarchischen und individualistischen Typen weniger trennscharf ausfiel. So gehört zumindest zu den Ergebnissen, dass »a) cultural biases are related pervasively and strongly with societal concerns; (b) Hierarchy and Individualism are related to concern about societal deviance, but that Egalitarianism is less so; (c) the worldviews of hierarchy and individualism may be differentiated by examining attitudes toward market issues; and (d) Egalitarianism is related to concerns involving technology and the environment, but that hierarchy and individualism are not.« (Dake 1991: 73) Dies bedeutet aber nicht, dass hierarchische und individualistische Typen keine Risiken wahrnehmen, sondern Egalitäre sehen vielmehr spezifische Gefährdungen: technologische und ökologische. Dies deckt sich schließlich auch mit den Ergebnissen, die auf die Bereitschaft zu gesellschaftlichen Risiken eingehen. In Verbindung mit bestimmten Persönlichkeitsmerkmalen wie geduldig, nachsichtig, umsichtig und auf der Suche nach Stabilität, die Dake dem hierarchischen Typus zuschreibt, zeigt sich eine Offenheit für gesellschaftliche Risiken durch Technologien. Dagegen sind Egalitäre (eher aggressiv, selbstständig, Bereitschaft zum Wandel etc.) negativ zu gesellschaftlichen Risikoentscheidungen eingestellt. Ebenso korrelieren auch politische Orientierungen negativ signifikant mit den Kulturtypen: »Societal Risk-Taking is negatively related to Political Orientation ($r = -.33$) and to Policy Orientation ($r = -.37$), suggesting that conservatives tend to take a pro-risk stance toward technology, and that liberals are relatively risk averse in this domain« (Dake 1991: 75).

Ähnlich sind Jenkins-Smith und Smith (1994) vorgegangen, als sie die Beurteilung atomarer Risiken in der Bevölkerung auf der Grundlage verschiedener Faktoren, die die generelle Wahrnehmung der Politik charakterisieren, untersuchten. Dazu haben sie die kulturelle Haltung über die Werte aus der Frage zur starken Zustimmung, Zustimmung und Ablehnung von Autorität gemessen. Neben anderen persönlichen Einstellungen und Einschätzungen der atomaren Risiken, politischen Zuordnungen (konservativ oder liberal) und dem Vertrauen in Organisationen erhoben sie auch sozialdemographische Variablen (Alter, Bildung, Einkommen etc.). In ihrer multiplen linearen Regressionsanalyse kommen die Autoren daraufhin zu den Ergebnissen, dass (1) Personen mit konservativer Selbsteinschätzung signifikant weniger Risiken wahrnehmen, (2) größeres Vertrauen in nationale Umweltgruppen die Risikoperzeption erhöht, (3) bei Vertrauen in die Atomindustrie und staatliche Organisationen von einer geringeren Risikowahrnehmung ausgegangen werden kann und (4) je größer die individuelle Neigung zur egalitären Haltung ausfällt, desto größer ist das

wahrgenommene Atomrisiko (vgl. Jenkins-Smith/Smith 1994: 23). Neben weiteren möglichen Zusammenhängen ist erwähnenswert, dass der sozio-ökonomische Status Risikowahrnehmungen beeinflusst. So registrieren Personen mit einem hohen sozioökonomischen Status weniger Risiken als jene am unteren Ende der sozioökonomischen Leiter (vgl. Jenkins-Smith/Smith 1994: 25).

Diesen beiden Studien und auch anderen, die auf den Ergebnissen aufbauen (Wildavsky/Dake 1990, Wildavsky 1993), ist kritisch vorzuhalten, dass sie *erstens* nur drei der kulturellen Risikotypen (hierarchisch, individualistisch und egalitär) zum Gegenstand ihrer Untersuchung machen und offen lassen, ob und wie die Fatalisten Risiken wahrnehmen. Beispielsweise hat Rayner (1993) die Fatalisten in seine Überlegungen mit einbezogen und ihnen eine Risikoaversion zugeschrieben. *Zweitens* setzen die Studien die Kulturtypen voraus und bestätigen sie über psychometrische Daten, anstatt sie - entsprechend dem grid/group-Modell - aus dem sozialen Kontext herzuleiten (zur Kritik siehe Boyle/Caughlin 1994: 193; Caulkins 1999: 123; Wilkinson 2001: 10f.).

Die zweite Gruppe an Erhebungen orientierte sich an den genannten Studien und versuchte eine Bestätigung der Ergebnisse (Brenot/Bonnefous/Marris 1998; Sjöberg 1997). Beispielsweise hatte sich eine quantitative Untersuchung der Risikowahrnehmung der französischen Bevölkerung (Brenot/Bonnefous/Marris 1998) der methodologischen Operationalisierungen von Dake (1991) und Wildavsky/Dake (1990) bedient, jedoch fand sie nur schwache Korrelationen zwischen den kulturellen Haltungen und Risikowahrnehmungen. Die Autoren führen diese Problematik unter anderem auf die verwendeten psychometrischen Skalen zurück, die oft im Unklaren lassen, was sie exakt messen und warum sie gemessen wurden. So geben die Antworten nur wenige Informationen darüber, wie die Menschen in bestimmten sozialen Kontexten mit potentiellen und realen Gefahren umgehen. Die Autoren schließen daraus: »A more contextual approach to both risk perceptions and to the relevant cultural dimensions should yield more interesting results« (Brenot/Bonnefous/Marris 1998: 739). Sjöberg (1997) kommt nach seiner Durchsicht von empirischen Untersuchungen in den 1990er Jahren und seinen Studien in Schweden und Brasilien sogar zu dem Schluss, dass die Cultural Theory nur einen kleinen Teil (5 Prozent) an der Vielfalt möglicher Risikowahrnehmungen erklärt. Es muss also festgestellt werden, dass die grid/group-Analyse einige gewichtige Probleme aufwirft, die eine nähere Betrachtung und Besprechung erfordern.

Die *grid/group-Analyse* wurde von Mary Douglas zum universellen Vergleich von Industriegesellschaften und Stammeskulturen entwickelt (vgl. Douglas 1986, 1982a). Dieser Anspruch an Universalität macht bereits einen hohen Grad von Vereinfachung erforderlich, was Schwierigkeiten bei der Operationalisierung (vgl. Brenot/Bonnefous/Marris 1998;

Boyle/Coughin 1994; Coyle 1994; Ostrander 1982) bzw. der empirischen Anwendung in modernen westlichen Gesellschaften (vgl. Krohn/Krücken 1993; Poferl/Keller 1998) verursacht. Ein zentrales Problem stellt beispielsweise die Übertragbarkeit der vier Kulturtypen (hierarchisch, individualistisch, egalitär, fatalistisch)¹¹ auf die heterogenen, vielfach wechselnden Gruppenbezüge von Individuen und der zunehmenden Wählbarkeit von Selbst- und Weltdeutungen in (post)modernen Gesellschaften dar. Kann man also überhaupt davon ausgehen, dass die Kulturtypen sich unter diesen Bedingungen konstituieren und reproduzieren? Diese Problemstellung hat die Forschung bis heute nicht befriedigend gelöst. Zwar lassen sich empirische Untersuchungen aufzählen, die sich um einen Nachweis von Risikoeinschätzungen (vgl. Dake 1991; Jenkins-Smith/Smith 1994; Wildavsky/Dake 1990; Wildavsky 1993) oder Naturmythen¹² der einzelnen »ways of life« (vgl. Kuckartz 2001; Reusswig 2002; Steg/Sievers 2000) bemühen, aber allen ist gemein, dass sie die Kulturtypen vorwegnehmen, ohne diese aus dem sozialen Kontext (grid/ group-Raum) herzuleiten oder einen Zusammenhang nachzuweisen.¹³

Soll ein Nachweis der vier Kulturtypen gelingen, müssen wir uns die Frage stellen, welche Alternativen zum rigiden Schema existieren. Innerhalb der theoretischen Diskussion zum Ansatz der Cultural Theory werden erste Vorschläge zur Spezifikation angeführt, so gehen Boyle/Coughin (1994) und Coyle (1994) von kontinuierlich graduell ansteigenden grid/group Achsen aus, was die starre, dichotome Viererteilung der Grundtypen aufbricht und eine flexiblere Positionierung sowie die Hybridbildung von Typen erlaubt. Rayner (1993) argumentiert sogar, dass sich die Kulturtypen in hoch komplexen Gesellschaften gar nicht in Reinform finden lassen, sondern stets als Mischformen aus den Grundtypen auftreten. In einer anderen Schrift (1992) zieht der Autor beispielsweise die *mobility* der *stability*-Hypothese bezüglich der Kosmologien und sozialen Kontexten vor. In der *mobility hypothesis* geht Rayner davon aus, dass, anstatt Individuen mit einer ähnlichen kulturellen Haltung im gemeinsamen sozialen Kontext

11 Ein fünfter Typ *Hermit* (autonom, außerhalb der sozialen Kontexte) bei Thompson/Ellis/Wildavsky (1990) wird von Douglas (1996) und Coyle (1994) unterschiedlich zugeordnet, für Douglas ist der Hermit ein Sonderfall der Fatalisten (völlig isoliert) und für Coyle der Individualisten. Coyle schreibt: »Hermits [...] essentially are libertarians with a preference to being left alone« (Coyle 1994: 223).

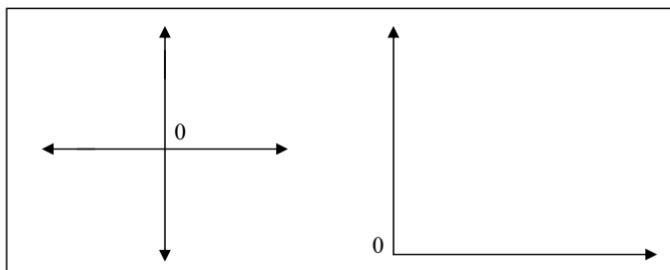
12 Die Naturmythen der einzelnen Kulturtypen finden sich in den Arbeiten von Douglas 1992, 1996, Schwarz/Thompson (1990) und Thompson/Ellis/Wildavsky 1990.

13 Eine systematische empirische Überprüfung des Zusammenhangs zwischen den angenommenen kulturellen Typen und ihrer Verankerung im sozialen Raum der grid-group Achsen haben einige Forscher nur ansatzweise vorgenommen. Zumeist finden sich dazu Arbeiten, die einzelne (historische) Gruppierungen untersuchten (vgl. Douglas 1986, 1996; Ellis 1994; Malecha 1994).

zu finden, sich Individuen frei im sozialen Kontext bewegen, was bedeutet, dass man nur etwas über Kosmologien in bestimmten Kontexten sagen kann. Eine ähnliche Position vertreten Hampton (1982) und Thompson (1982), wobei es in ihrem Modell eine Grauzone gibt, in der sich die Typen vermischen. Die idealen und extremen Kulturtypen treten demnach nur in den Ecken des grid/group-Raumes auf. Ein solches Modell erlaubt zumindest eine Verortung der idealen Kulturtypen im sozialen Raum der grid- und group-Dimensionen, ohne von der These Rayners (1992, 1993) ausgehen zu müssen, dass es keine Kulturtypen in Reinform in bestimmten sozialen Gruppierungen gibt.

Eine weitere wesentliche Veränderung schlägt Coyle (1994) vor, wenn er den Schnittpunkt der Null auf den grid/group-Achsen von der Mitte an den linken unteren Rand verlegt (Siehe Abb. 1). Zwar erzeugt die Null in der Mitte klare Unterscheidungen, aber der Nullpunkt in der linken, unteren Ecke als Anfang der grid/group-Achsen gewährleistet Kontinuität. Individuen lassen sich dann theoretisch an jedem beliebigen Punkt im Modell eintragen. Außerdem erlaubt die zentrierte Null eine Positionierung von Individuen außerhalb von sozialen Gruppen und Verhaltenserwartungen, was fraglich ist, wenn man bedenkt, dass »[s]ocial relations [are] maybe minimal, but never entirely absent« (Coyle 1994: 221). Bezieht man also in die weitere Modifikation des grid/group-Analyseinstruments auch die Ausführungen von Coyle (1994) zum Nullpunkt der Achsen mit ein, haben wir bereits ein theoretisches Modell, dass keiner einfachen Vierfelderverteilung folgt, sondern eine flexible Positionierung von Fällen im sozialen Raum der grid/group Dimensionen erlaubt.

Abb. 1 Nullpunkt im grid/group-Modell



Ein weiteres Problem des grid/group-Modells ist die Aussagekraft der gemessenen Grade auf beiden Achsen. Zwar gilt die grid-Achse als Grad der Kontroll- und Regelstrukturen, die die sozialen Beziehungen prägen, als weitgehend empirisch gesichert, aber die group-Achse konnte noch nicht befriedigend operationalisiert werden (Hampton 1982; Boyle/Coughlin 1994; Caulkins 1999). Geht man dazu an die Anfänge der grid/group Ana-

lyse bei Douglas (1986)¹⁴ zurück, zeigt sich, dass Douglas die grid-Achse aus den Arbeiten von Basil Bernstein (insbesondere Bernstein 1970) herleitet. Sie bezieht sich dazu auf Bernsteins Annahmen, dass die formalen Sprachstrukturen zu den Strukturen sozialer Beziehungen in Relation stehen. So setzte Bernstein dem *positionalen* (statusorientierten) das *personale* (an Autonomie und Einmaligkeit des Individuums orientiertes) Familiensystem entgegen. Beide sozialen Beziehungen unterscheiden sich dabei in der Kontrolle und Regelung des Verhaltens von Kindern: »Die statusorientierten Appelle beziehen ihre Wirksamkeit aus Statusunterschieden, die personorientierten Appelle dagegen überwiegend aus einer Manipulation des Denkens und Fühlens« (Bernstein 1964: 60; zitiert nach Douglas 1986: 45). Douglas hebt in diesem Kontext hervor, dass das personale Familiensystem gerade mit typischen Merkmalen der Modernisierung in Industriegesellschaften (höhere Bedeutung der Bildung, mehr Mobilität) korreliert und leitet daraus die *Gruppendruckachse* des sozialen Drucks und der Kontrolle ab. Dieser Aspekt findet sich auch bei Douglas im Text *Cultural bias* (1982a) in der Definition wieder. Dort heißt es nämlich:

»[G]rid suggests the cross-hatch of rules to which individuals are subject in the course of their interaction. As a dimension, it shows a progressive change in the mode of control. At the strong end there are visible rules about space and time related to social roles; at the other end, near zero, the formal classifications fade, and finally vanish« (Douglas 1982b: 192).

Die Definition von *group* – »itself is defined in terms of the claims it makes over its constituent members, the boundary it draws around them, the rights it confers on them to use its name and other protections, and the levies and constraints it applies« (Douglas 1982b: 191) – kennt keine vergleichbare empirisch gesicherte Herleitung. Die Dimension der sozialen Einbindung bereitet daher wahrscheinlich für moderne westliche Gesellschaften Schwierigkeiten, da fraglich ist, ob Individuen heute noch solchen starken Gruppenerwartungen unterliegen. Solange jedoch nicht geklärt ist, ob und wie solche Gruppenbindungen auch in komplexen und pluralen Gesellschaften existieren, lässt sich das Analyseinstrument nicht auf die Vielfalt sozialer Beziehungen anwenden.

Anstatt aber spekulativ aus empirischen Überlegungen heraus die group-Dimension mit Akzeptanz bzw. Ablehnung des dominanten Sozial-

14 Ich gehe dabei von der 2. überarbeiteten Auflage des Buches (1973) *Natural Symbols. Exploration in Cosmology* (dt. *Ritual, Tabu und Körpersymbolik*) aus. Zwar hat Spickard (1989) in seinem Artikel die Veränderungen der grid/group-Theorie in den verschiedenen Beiträgen von Mary Douglas aufgezeigt, doch kommentiert Douglas (1989, siehe auch 1982b: 192) diese »verschiedenen« Modelle und führt zum Hintergrund der *grid*-Dimension an, dass die Anfänge der *grid*-Achse mit der 2. überarbeiteten Auflage von *Natural Symbols* gelegt werden.

systems (Lockhard/Coughlin 1992) oder mit Stärke und Charakter der sozialen Beziehungen (Boyle/Coughlin 1994) gleichzusetzen, bieten sich mögliche Verbindungen zum sozialen Raum bei Pierre Bourdieu (1999) an. An mehreren Stellen sieht Douglas nämlich Ähnlichkeiten ihrer Theorie zum theoretischen Konzept des Habitus, des sozialen Feldes und der Kapitalformen bei Bourdieu.¹⁵ So heißt es in *The Self as a Risk-Taker* (Douglas 1992c), dass ihre Analyse der Kulturtypen dem Bourdieuschen Habitus-Konzept entspricht, da auch er von einer Vierteilung des sozialen Feldes entsprechend der individuellen Ausstattung mit ökonomischem und symbolischem Kapital ausgeht. An den hierarchischen Typen führt Douglas beispielsweise aus, dass diese mit ökonomischem und symbolischem Kapital gut ausgestattet sind. Ebenso greift Douglas (1996) zur Veranschaulichung des Umgangs mit spiritueller oder traditionell westlicher Medizin auf Bourdieus (1999) Theorie des ästhetischen Urteils zurück. In ihren Ausführungen heißt es, dass Individuen mit hohem ökonomischen, und sowohl hohem als auch niedrigem kulturellen Kapital eher die traditionelle westliche Medizin unterstützen, wogegen Individuen mit hohem kulturellen und niedrigem ökonomischen Kapital eher eine gesellschaftlich kritische Position einnehmen und sich somit Konditionen für eine Sympathie mit der spirituellen (ganzheitlichen) Medizin eröffnen (vgl. Douglas 1996: 29ff.), wobei sich diese Merkmale auch mit den Beschreibungen des egalitären Kulturtypus vereinbaren lassen. So schreibt Douglas: dieser sei »unimpressed by the prestige of established medicine, and open to alternative health advice« (Douglas 1992c: 108f.). Außerdem äußerten sich Egalitäre nach Douglas gegen den Massenkonsum und achteten eher auf Gesundheit und natürliche Produkte.

Gegen eine Übertragung des Bourdieuschen Analyseinstruments auf das grid/group-Modell führt Mary Douglas jedoch selber Argumente ins Feld: Einerseits sei das Analysemodell von Bourdieu auf den spezifisch französischen Fall zugeschnitten und andererseits rücke die Hervorhebung des Legitimierungsprozesses über Kunst den Kleinbürger und die Arbeiterklasse in eine Kontraposition zum Großbürgertum, anstatt ihre Eigenart herauszuarbeiten (Douglas 1996: 112). Gegen eine Vermengung und Gleichsetzung sprechen schließlich auch die empirischen Unzulänglichkeiten des grid/group-Modells und die theoretische Vorwegnahme der Kulturtypen. Ungeachtet dessen möchte ich aber festhalten, dass beide Ansätze von der Annahme ausgehen, dass sich bestimmte Verhaltensmuster aus den Positionierungen im sozialen Raum ergeben. Für die Risikowahrnehmungen und -bewertungen im Alltag lässt sich daher vermuten, dass diese neben dem öffentlichen Risikodiskurs auch von den Chancen abhängen, die sich aus dem Besitz verschiedener Kapitalarten bzw. Ressourcen ergeben.

15 Siehe auch Douglas (1982c).

Unsicherheit und konstruktivistische Ansätze (Leon Festinger, Alfred Schütz, Ann Swidler)

Aus soziologischer oder sozialpsychologischer Sicht drängen sich für die Auseinandersetzungen mit Bewältigungsstrategien im Zusammenhang mit Lebensmittelskandalen die kognitive Dissonanztheorie (Festinger), die wissenssoziologische Lebenswelttheorie (Schütz) und die Kulturtheorie (Swidler) auf. Ich möchte daher ebenfalls kurz auf diese theoretischen Ansätze eingehen.

Die Dissonanztheorie (Festinger 1957) dreht sich dabei um kognitive Elemente (Aussagen über Objekte, Menschen oder die eigene Person) und den Relationen zwischen geäußerten oder gedachten Sätzen. Die Aussagen können unabhängig von einander sein oder in Relation zueinander stehen. Im letzteren Fall wird zwischen konsonanten (widerspruchsloser Zusammenhang) und dissonanten Relationen (widersprechende kognitive Elemente) unterschieden. Beispielsweise können Aussagen wie »Ich rauche viel« und »Rauchen ist gesundheitsschädlich« für eine Person als unverträglich erscheinen und dann einen unangenehmen, gespannten Zustand auslösen (kognitive Dissonanz). Dies führt nach Festinger (1957) automatisch zu Prozessen, die die Dissonanz beseitigen oder wenigstens reduzieren sollen, wobei er selbst zwei Strategien zur Dissonanzreduktion anführt. Entweder werden die kognitiven Elemente derart geändert, dass aus bislang dissonanten Relationen konsonante werden, oder die Neuaufnahme kognitiver Elemente verändert das Gefüge von Konsonanz und Dissonanz. Manche Kognitionen können sich aber als änderungsresistent erweisen, da es entweder eine starke Bindung (hohe öffentliche Akzeptanz, Gewohnheiten) gibt oder weil eine Vielzahl von konsonanten Relationen von einem kognitiven Element ausgeht. Eine Änderung könnte dann dazu führen, dass aus zuvor konsonanten dissonante Relationen werden.

Der kognitiven Dissonanztheorie ist jedoch kritisch entgegenzuhalten, dass nicht alle Individuen Widersprüche und Unverträglichkeiten von kognitiven Elementen ähnlich unangenehm empfinden. Ob und auf welche Art eine Person schließlich Dissonanzen problematisiert, hängt vielmehr vom biographisch erlebten und sozial vermittelten Erfahrungshorizont ab.

In ähnlicher Weise sprechen Alfred Schütz und Thomas Luckmann von einer »Unverträglichkeit« (Schütz/Luckmann 1991: 36) bisher relevanter Auslegungen und Bezugsschemata für aktuelle Erfahrungen, wenn eine neuartige Situation auftritt. Oder anders ausgedrückt: Diese Unzulänglichkeit kann einem Individuum bewusst werden, weil Lösungen zu Problemen vergangener Erfahrungen und Handlungen nicht mehr greifen und eine Neuauslegung der aktuellen Erfahrung erforderlich ist.

Erschütterungen sind aber nicht die absolute Ausnahme, sondern gehören nach Schütz zu den Erfahrungen der alltäglichen Lebenswelt. Grundsätzlich empfindet der »wache und normale Erwachsene« die all-

tägliche Wirklichkeit als selbstverständlich, fraglos und bis auf weiteres als unproblematisch gegeben. An der alltäglichen Wirkwelt nimmt »der Mensch in unausweichlicher, regelmäßiger Wiederkehr« teil, um in ihr zu handeln, sich mit anderen Menschen zu verständigen oder mit ihnen zusammenzuwirken (vgl. Schütz/Luckmann 1991: 25). Das alltägliche Handeln beruht dabei auf sedimentierten, situationsbedingten früheren Erfahrungen und Auslegungen, die einen fraglosen, gewohnheitsmäßigen Besitz an Problemlösungen bereitstellen, welche selbst wiederum aus einem teilweise individuell angeeigneten und einem teilweise sozial vermittelten Wissensvorrat an Lösungen zu Problemen bestehen. Schließlich sind diese Erfahrungssedimente auch noch einmal nach verschiedenen Wissensformen zu unterscheiden. So gibt es in abgestufter Form Gewohnheitswissen (körperliche Fertigkeiten wie gehen oder schwimmen) und Gebrauchswissen (automatische Tätigkeiten wie Klavier spielen, rasieren, rauchen etc.). Auf der nächsten Stufe steht das Rezeptwissen als ein verinnerlichtes, routiniertes Gebrauchswissen, das automatisch abrufbar ist. Dieses Wissen stellt letztlich vertraute, fraglos anwendbare Rezepte zur Auslegung und Bewältigung typischer Situationen bereit (vgl. Schütz/Luckmann 1991: 137ff., Schütz 1972: 65).

Die Anwendungen von Rezeptwissen und Deutungen von Situationen sind durch verschiedene zeitliche, räumliche und soziale Bedingungen begrenzt. So ist die Situation durch die ontologische Weltstruktur (Zeit, Raum) und durch die Biographie des Individuums bestimmt. Unabhängig von den unverrückbaren Elementen der Situation gibt es nach Schütz jedoch auch *offene*, »auf die ich einwirken kann, die ich verändern kann.« (vgl. Schütz/Luckmann 1991: 149) Diese offenen Elemente sind grundsätzlich »unbeschränkt auslegbar, aber aus praktischer Sicht ist jede Situation nur beschränkt auslegungsbedürftig. [...] Die Situation braucht nur insofern bestimmt zu werden, als dies zu deren Bewältigung notwendig ist.« (Schütz/Luckmann 1991: 149) Da die Bestimmung der offenen Elemente der Situation mit Hilfe des jeweiligen Wissensvorrats erfolgt, unterscheidet Schütz zwischen unproblematischen *Routine-Situationen* und *problematischen Situationen*. Unproblematisch sind Konstellationen, wenn diese mittels des Gewohnheitswissens bestimmt werden. Lassen sich hingegen solche Situationen nicht routinemäßig auslegen und bewältigen,¹⁶ dann beginnt das Individuum bewusst, nach ähnlichen Deutungen und Typisierungen in seinem Wissensvorrat zu suchen. Ist das Wissen aber nicht »vertraut« genug – also lassen sich die offenen Elemente nicht auf als ty-

16 Man denke hier an das Beispiel in *Der Fremde* (1972) von Alfred Schütz. Darin beschreibt er die Krisis und Erschütterung des Vertrauens des Immigranten bzw. jedes Menschen, der in eine neue Umgebung oder Gruppe kommt, da erprobte und vorhandene Rezepte in der Situation der Annäherung nicht die erwarteten Antworten und Reaktionen der anderen hervorrufen.

isch erachtete Aspekte und Attribute von Gegenständen, Personen oder Vorgängen beziehen –, um mit der aktuellen Situation fertig zu werden, ist eine Neuauslegung der offenen Elemente erforderlich. Jedoch bricht das Individuum die Auslegung ab, sobald eine Vertrautheitsstufe erreicht ist, die für die Situationsauslegung und subjektive Bewältigung typischer Situationen *ausreicht* (vgl. Schütz/Luckmann 1991: 189).

Es gibt aber unterschiedliche Bedingungen und Motive, die eine Person dazu bewegen können, sich eingehend mit einem Gegenstand oder Vorgang vertraut zu machen oder der Situation indifferent gegenüber zu stehen. Um zu erkunden, wann und wie Menschen ihre gelebte Alltäglichkeit unhinterfragt fortführen bzw. in Frage stellen, beschreibt Schütz (1964) drei Idealtypen. Er betont aber zugleich, dass die Idealtypen in der Wirklichkeit nie in Reinform auftreten, sondern als Mischform in jedem Individuum zu finden sind.

Der erste Typ ist der *Experte*, der auf einem begrenzten Gebiet des Wissens aufbaut, das als gesichert und klar strukturiert vorliegt. Problematisierungen der Wirklichkeit beim Experten sind freiwillig und gehen auf das ausgewählte Untersuchungsfeld zurück (vgl. Schütz 1964: 130). Im Gegensatz zum Experten agiert der *Mann von der Straße* aus pragmatischen Motiven. Bei der Bewältigung alltäglicher Probleme greift er auf Gebrauchs- und Rezeptwissen zurück. Die daraus resultierenden Lösungsvorschläge gewährleisten die ungehinderte Fortführung seiner alltäglichen Routine. Das Was und Warum einer Störung interessieren ihn jedoch nicht:

»Imposed relevances he takes into account merely as elements of the situation to be defined or as data or conditions for his course of action. They are simply given and it does not pay to try to understand their origin and structure.« (Schütz 1964: 129f.)

Eine Zwischenposition nimmt der *gut informierte Bürger* ein. Er strebt einerseits nicht das Wissen eines Experten an, andererseits gibt er sich mit dem vagen Rezept- und Gebrauchswissen des Mannes von der Straße nicht zufrieden. Er ist vielmehr bestrebt, Informationen zu suchen, um zu einer vernünftig begründeten Meinung zu kommen. Seine Unrast röhrt dabei aus dem Wissen um eine unendliche Anzahl von möglichen Auslegungen der Situation. Er muss daher die Situation ausloten, das heißt, er versucht so viele Informationen wie möglich einzuholen, um für die aktuelle Situation zu einer vernünftigen Auslegung zu kommen (Schütz 1964: 130f.).

Die Annahme, dass ein Individuum auf bestimmten Wissensgebieten ein Experte, ein Mann von der Straße oder ein gut informierter Bürger ist, bedeutet in anderen Worten: dem Einzelnen steht ein unterschiedlich großer Wissensvorrat zur Verfügung, um aktuelle Situationen zu meistern.

Weniger von einem Repertoire an Wissen, sondern an Fertigkeiten spricht Swidler (1986, 2003) in ihrer Definition von Kultur. In ihrem Kul-

turverständnis grenzt sie sich von der Vorstellung ab, dass die Kultur Werte und Normen bereitstellt, woran die Menschen ihre Handlungen ausrichten, denn diese verkürzte Auffassung vernachlässige nach Swidler die kulturelle Vielfalt und deren variable Nutzung, da diese von starken ideo-logischen Überzeugungen bis zum zufälligen, indifferenten Gebrauch von Plättitüden reichen könne. Kultur sollte man daher als ein Repertoire an Fertigkeiten oder als einen »Werkzeugkasten« (*tool kit*) aus »habits, skills, and styles from which people construct »strategies of action«« verstehen (Swidler 1986: 273). In diesem Sinn ist Kultur ein Set an Fertigkeiten, das man mehr oder weniger gründlicher lernen und mit mehr oder weniger Geschick und Überzeugung ausführen kann:

»Thinking of culture as repertoire makes us aware that cultural symbols, rules, or rituals only sometimes ›work‹ for people. Just as a musician may have easier, more assured mastery over some parts of her repertoire than others, so our mastery of culture varies. Some cultural orientations are so ingrained that they require neither effort nor self-consciousness. Others require laborious concentration. And still other parts of a repertoire are insecurely learned, so that one may act out a cultural attitude without being very good at it.« (Swidler 2003: 25)

Im Zusammenhang mit ihrem Kulturverständnis bedeutet dies, dass die Kultur keine einheitliche Wirkung auf die Ausrichtung des Handelns hat, sondern ein Angebot von Verhaltensweisen und Fertigkeiten bereitstellt, aus dem Handelnde schöpfen können, um Handlungsstrategien aufzubauen. Unter Strategien versteht Swidler »a general way of organizing action« (1986: 277). Es geht also um den Versuch das eigene Leben zu organisieren bzw. schlicht um Problemlösungen. Dazu wird das kulturelle Repertoire durchsucht, um für die aktuelle problematische Situation Entsprechungen zu finden:

»[D]ifferent parts of people's life organization – core situations or problems – provide contexts within which particular pieces of culture make sense. People run through different parts of their cultural repertoires, selecting those parts that correspond to the situation or exemplary problem [...] that currently holds their attention.« (Swidler 2003: 25)

Swidler (1986) unterscheidet dabei zwei Situationen. Handelnden könnte daran gelegen sein, einerseits bestehende Handlungsstrategien aufrechtzuhalten oder andererseits neue zu konstruieren. Diese Strategien kommen in zwei unterschiedlichen Kulturmodellen vor: *unsettled lives* bzw. *settled lives*.

Das unstetige Leben (*unsettled lives*) tritt in Zeiten sozialen Umbruchs auf, was dazu führen kann, dass Menschen neue, ungewohnte Lebensweisen ausprobieren. Zugleich sind solche Transformationsphasen das anschaulichste Beispiel für einen direkten kulturellen Einfluss auf soziale

Handlungen, da Ideologien eine bedeutende Rolle in der Organisation des sozialen Lebens spielen. Sie stellen Prinzipien, Symbole und Rituale bereit, die nicht nur das Handeln prägen, sondern neue Lebensstile oder Handlungsstrategien etablieren. Insbesondere während der Wirren des sozialen Wandels, wo die Menschen nach neuen Wegen suchen, ihr Leben zu organisieren, bieten Prinzipien und Doktrinen Anweisungen und Vorgaben für das Handeln. So versuchen die Menschen neue Lebensweisen, indem sie sich entsprechend umstellen und das Handeln danach ausrichten. Sobald diese neuen Lebensweisen in Konkurrenz mit anderen dominanter werden, verstärkt dies wiederum ideologische Aktivitäten. Ideologische Bewegungen bilden aber keine kompletten Kulturen, da viele alltägliche Praktiken und Vorstellungen weiterhin auf traditionelle Muster zurückgehen. Ungeachtet dessen hat Kultur in diesen unstetigen Phasen einen unabhängigen, kausalen Einfluss, weil sie neue Handlungsstrategien ermöglicht: »constructing entities that can act (selves, families, corporations), shaping the styles and skills with which they act, and modeling forms of authority and cooperation.« (Swidler 1986: 280)

Während ruhiger Phasen (settled lives) bietet die Kultur eine Vielzahl von Handlungsmustern für Individuen und Gruppen. Ein direkter und unabhängiger Einfluss der Kultur auf das Handeln ist kaum auszumachen, da die Individuen selektiv in verschiedenen Situationen auf unterschiedliche kulturelle Ressourcen zurückgreifen. Mögliche Brüche und Widersprüche zwischen Normen, Weltansichten und habituellen Handlungsweisen verursachen nur geringe Störungen, weil sich ein kleiner Ausschnitt an Handlungsstrategien bewährt hat. In diesen Phasen verfeinert und verstärkt die Kultur eher vorhandene Fertigkeiten, habituelle Verhaltensweisen und Erfahrungen, als dass es zur Herausbildung neuer Handlungsabläufe kommt.

Sowohl Swidler als auch Schütz gehen in ihren Ansätzen vom variablen Gebrauch eines Repertoires an Wissen, Fertigkeiten und Erfahrungen aus. Schütz betont einen teilweise selbst und teilweise sozial angeeigneten Wissensvorrat, wobei es Swidler insbesondere um die kulturellen Ressourcen geht, auf die Individuen oder Gruppen zur Lebensgestaltung zurückgreifen. Ebenso führen beide Autoren an, dass ungewohnte, neuartige Situationen (Swidler: sozialer Wandel, Schütz: problematische Situation) die Neuauslegung und -ausrichtung von Wissen bzw. kulturellen Ressourcen anstoßen können. Für Lebensmittelskandale bedeutet dies: Wenn die Menschen diese als Krise erleben, können Individuen oder Gruppen versucht sein, neue und alternative Handlungsstrategien auszuprobieren. Lassen sich dagegen solche Skandale durch vertraute und bewährte Handlungsstrategien bewältigen, greifen Individuen oder Gruppen auf ein begrenztes Repertoire an Handlungsmöglichkeiten zurück.

Die theoretischen Annahmen von Schütz und Swidler decken sich dabei mit den empirischen Beobachtungen alltäglicher Bewältigungsmuster während der BSE-Krise in Deutschland (vgl. Barlösius/Philipps 2006). Die

beiden Autoren hatten anhand von 92 qualitativen Interviews verschiedene Umgangsweisen identifiziert, die sich wiederum nach fehlender und kurzer Orientierungsphase unterschieden. Konnten die Befragten auf ein als sicher geglaubtes Repertoire an Handlungsstrategien zum Umgang mit diesem Lebensmittelskandal unvermittelt zurückgreifen, blieb eine Zeit der Neuorientierung aus. Andere mussten erst die neuartige Situation mit sich klären, bevor sie sich für die eine oder andere Handlungsoption entschieden.

Zusammenfassung

Die soziologische und soziokulturelle Risikoforschung zeigt, dass Risiken nicht immer mit objektiven Gefährdungen einhergehen, sondern dass sie auch Gegenstand von Diskursen oder das Produkt der gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit sein können. Was Risiken sind und wie ihnen begegnet wird, ist aber keine Deutungshoheit der Wissenschaften oder des öffentlichen Diskurses, sondern alltägliche Risikoeinschätzungen sind vielmehr kulturell, sozial und lokal geprägt. Entgegen der These von Beck (1986), dass in der reflexiven Moderne vor allem die negativen Folgen der Risiken thematisiert werden, zeigen zudem empirische Untersuchungen (z.B. Tulloch/Lupton 2003), dass die Laien mit Risiko negative sowie positive Assoziationen verbinden. Risiko kann demnach ein Schritt ins Ungewisse, aber auch Abenteuer oder Selbstbestätigung bedeuten. Ebenso muss die wachsende Bedeutung und Verbreitung des Risikokonzepts in der modernen Gesellschaft keine bewusste und strategische Lebensgestaltung evozieren, sondern kann auch vormoderne Formen des Vertrauens (religiöser Glaube, Fatalismus) oder eine Ausrichtung an Gelegenheitsstrukturen einschließen.

Die Kulturtheorie von Mary Douglas (1985, 1990, 1992) vereint zwar viele der genannten Aspekte, aber es mangelt der These an empirischer Bestätigung. Dies ist keine neue Erkenntnis, aber die meisten Kritiken werfen ein wichtiges Merkmal ihrer theoretischen Annahmen zugleich mit über Bord. Die Kulturtheorie betont nämlich die Politisierung von Risiko in verschiedenen Kontexten. Demnach sind es nicht nur die zentralen, mächtigen Gruppen in den administrativen und staatlichen Institutionen, die bestimmen, was riskant ist, sondern auch in der Peripherie konstituieren Menschen und Gruppen ohne gesellschaftliche Einflussmittel eine eigene Idee von Risiken (vgl. Douglas 1992c). Zugleich verweist die Kulturtheorie wiederholt darauf, dass – neben den wissenschaftlich-technischen Abwägungen von objektiven Risiken – Risiko ein Mittel zur Kontrolle und Abgrenzung von anderen ist. So geben die theoretisch entwickelten Kulturtypen Beispiele für diese Politisierungen und Umgangsweisen mit Gefahren. Entsprechend der Stärke oder Schwäche von Grup-

peneinbindungen und Regelstrukturen tritt dann die Politisierung der Gefahr klarer oder weniger deutlich auf. Exemplarisch betreiben egalitäre Gruppen eine sehr engagierte Abgrenzungspolitik von anderen, Fatalisten dagegen scheinen ihrer Lethargie und Passivität zu erliegen. Einen anderen Aspekt der Politisierung egalitärer Gruppen eröffnet Lash (1993, 2000). Er kritisiert zwar Douglas Präferenz für den hierarchischen Kulturtypus, aber ihre Ansichten über egalitäre Gruppen und *risk cultures* decken sich in großen Zügen. Von zentraler Bedeutung bei den risk cultures sind letztlich deren praktizierte Subpolitiken, die durch Grenzüberschreitungen und gelebte Alternativen neue Perspektiven in einer ambivalenten und ungewissen Welt eröffnen.

Aus meiner Sicht besteht daher weiterer Forschungsbedarf zu den Prozessen der sozialen Differenzierung über Auslegungen von Risiken und Gefahren. Es ist zu vermuten, dass entsprechende Studien die soziale Konstruiertheit von Risiken weiter bestätigen und die Dynamik und Veränderbarkeit entsprechender Gewissheiten zeigen.

Eine Untersuchung alltäglicher Bewältigungsformen von Lebensmittelskandalen sollte jedoch nicht nur die bekannten soziologischen und soziokulturellen Risikotheorien (nach Lupton 1999a, b; Zinn 2006) einbeziehen, sondern ebenso die konstruktivistischen Ansätze von Festinger (1957), Schütz (1964, 1982; mit Luckmann 1991) und Swidler (1986, 2003) nutzen. Obwohl sich ihre Überlegungen zwar nicht aus der Risiko- problematik herleiten, gehen sie aber von irritierenden und ungewohnten Situationen aus und fragen sich, wie Individuen oder Gruppen diese bewältigen. Ein solcher Zugang dürfte daher den alltäglichen Bedingungen näher kommen, weil schließlich auch das Verständnis von Risiko scheinbar nur eine marginale Rolle im persönlichen Leben der Individuen spielt (vgl. Smith et al. 2006).

Besonders relevant an den Konzepten von Schütz und Swidler ist, dass sie für die Individuen und Gruppen im Alltag von einem Repertoire an Fertigkeiten und Handlungsrezepten ausgehen, die diese in bestimmten Situationen heranziehen und ausüben. Zugleich können die Menschen aber diesen Vorrat an Wissen und Fähigkeiten auch aufgrund neuartiger Verhältnisse (sozialer Wandel oder Ungewöhnliches) aktiv erweitern. Damit bleibt das Individuum als ein handlungsfähiges Subjekt erhalten, wogegen eine Trennung von Risiko und Gefahr (vgl. Luhmann 1991) zur Unterscheidung zwischen Entscheidern und Betroffenen führt und per Definition den letzteren eine passive Haltung in unsicheren Situationen zuschreibt.

Da die Risikosozialologie auf die soziale und kulturelle Gebundenheit von alltäglichen Risikoeinschätzungen verweist, möchte ich noch einen weiteren Aspekt der Lebensmittelskandale beleuchten. Bisher haben wir die Forschung zu Skandalisierung und Risiko betrachtet, unberührt blieb jedoch die Einbettung der Lebensmittelskandale in verschiedene Ess- und

Ernährungsgewohnheiten. Das nächste Kapitel beschäftigt sich daher mit der kulturellen Bedeutung und den sozialstrukturellen Zusammenhängen zwischen Essen und gesellschaftlichen Gruppen. Diese Kenntnisse sollen helfen, weitere Einflussgrößen aus verschiedenen kulturellen Werthaltungen, Reaktionsweisen und sozialen Gruppierungen zu gewinnen.